

erstarrten Orientalismus dieser Schriftenart durch Einführung der frischen Elemente der Poesie des Westens neue Anregung gab, und als die früheste Übertragung aus englischer Sprache für den Anschluß der japanischen Kultur an das angelsächsische Vorbild stark gewirkt hat.

Das sechsbändige Werk Watanabes enthält im ganzen 237 Fabeln und dazu 34 interessante zweiseitige Vollbilder, von den drei namhaften Malern Bainan, Gyosai und Koson für den Holzschnitt gezeichnet.

Diese Ausgabe kann man heute noch ohne große Schwierigkeit gelegentlich bei den Antiquaren finden. Als Beispiel der Illustration gebe ich ein Bild zu der Fabel von dem Schäfer und der Kuh. Bild 4 stellt dar, wie der Schäfer zu seinem tödlichen Erschrecken dem Löwen begegnet. Der Künstler Gyosai hat mit seiner sicheren Pinselführung sehr lebhaft und kräftig den momentanen Zustand des Menschen und des Tieres dargestellt. Solcher kräftiger Ton der Linienführung war in der früheren langen Geschichte der Kinderbuchillustration, wie in der gesamten älteren japanischen Malerei, maßgebend, bis er in den letzten zwanzig Jahren unter dem Einfluß der europäischen Kunst nach und nach aus der Buchillustration verdrängt worden ist.

Mit bitter-süßer Empfindung sehen wir nach der Entartung des eigentlich schätzbaren traditionellen Japanismus der Kunst der nahenden Blüte europäisierter Zeichnung in unseren Kinderbüchern entgegen. Dem europäischen Sammler seien die alten Bücher bis zum Ende des 19. Jahrhunderts empfohlen, denn in den modernisierten wird er zu seiner Enttäuschung allzu viele Nachahmerei des westlichen Vorbildes in Bild und Druck antreffen.

Überhaupt lohnt es sich, die japanischen Kinderbücher zu sammeln, trotz der nicht leicht zugänglichen Eigenart der japanischen Schriftsprache, schon deswegen, weil sie meist mit reichen Illustrationen versehen sind, und mitunter die Illustration ohne die Hilfe des Worts den Inhalt erraten läßt. Das altjapanische Kinderbuch ist sehr oft dualistisch, d. h. nach Inhalt und Schreibart gehört es dem Erwachsenen, während es des naiven Ausdrucks und der Anschaulichkeit der Bilder wegen ruhig schon dem Kinde gegeben werden mag.

Noch die letzte Äsop-Übersetzung des Watanabe bezeugt diesen Dualismus.

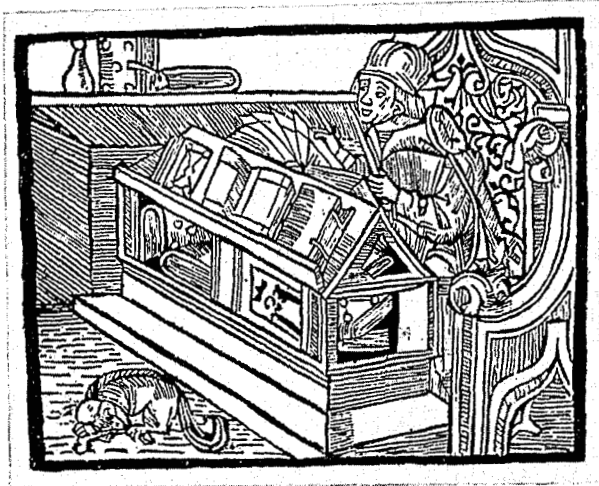
DER BIBLIOTHEKSRAUM ALS ARCHITEKTURPROBLEM

I. DIE PULTBIBLIOTHEKEN DES MITTELALTERS UND DER RENAISSANCE

VON BIBLIOTHEKSDIREKTOR
DR. W. SCHÜRMEYER IN FRANKFURT A. M.

MIT ELF BILDERN

Die großen Bibliotheken des Altertums waren, seitdem das Christentum Staatsreligion geworden war, soweit sie nicht bewußter Zerstörung durch Fanatiker zum Opfer fielen, verödet und ihre Bücherschätze zerstreut. Das junge Christentum, das drei Jahrhunderte im Kampf gegen das Heidentum gestanden hatte, sah in den Schriften der heidnischen Denker eine große Gefahr. Da fast gleichzeitig mit dem Übergang der Pflege der Wissenschaften an das Christentum der Pergamentkodex die Papyrusrolle zu verdrängen begann, so ist es begreiflich, daß fortan die Papyrusrolle als Symbol der heidnischen Literatur galt, während der Pergamentkodex die privilegierte Form des christlichen Buches darstellte.



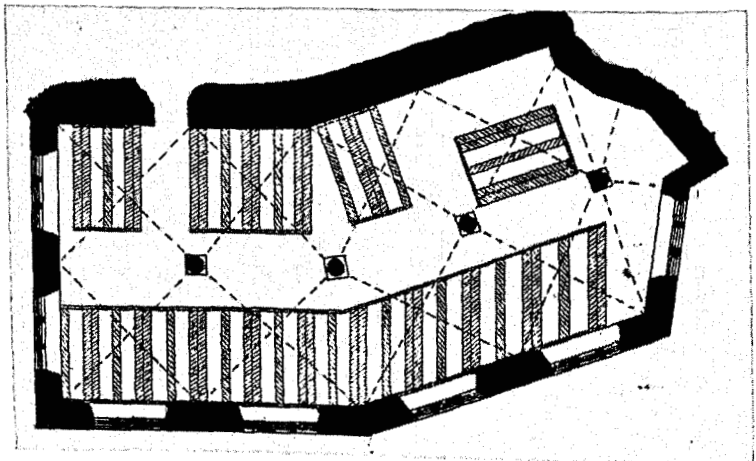
Lesepult eines Gelehrten (15. Jahrhundert)

Die Literatur des jungen Christentums aber war noch von so geringem Umfange, daß man die Büchersammlungen, die zuerst an den Sitzen der Bischöfe entstanden, noch nicht als Bibliotheken bezeichnen kann. Ein Schrank genügte meist für die wenigen Kodizes. Auch als durch weitsichtige Männer wie Cassiodor und später insbesondere Karl den Großen versucht wurde, die Reste der heidnischen Literatur durch Abschriften zu bewahren, blieb bis ins 12. Jahrhundert hinein der Bestand selbst der größten Bibliotheken so gering, daß die Unterbringung keine architektonische Aufgaben stellte.

Das Kloster Bobbio in Oberitalien besaß mit seinen 650 Bänden eine der größten Büchersammlungen des christlichen Abendlandes. Nördlich der Alpen konnten selbst Fulda, St. Gallen und Reichenau kaum mehr als 400 Bände in ihren Katalogen verzeichnen. Die kleineren Klöster bewahrten ihren Handschriftenbestand in einem in die Wand eingelassenen Schrank (armarium). Aber auch bei den Klöstern, die über größere Büchersammlungen verfügten, dürfte der Raum, in dem die Schränke aufgestellt waren, keine architektonischen Besonderheiten aufzuweisen gehabt haben. Da die Bibliothek mit ihren kunstvoll ausgemalten Pergamenthandschriften meist den wertvollsten Schatz des Klosters darstellte, lag der Bücherraum neben der Sakristei oder dem Refektorium. Häufig diente er gleichzeitig als Schreibstube, oder er war auf halber Höhe durch einen Zwischenboden getrennt. In diesem Falle befanden sich die Bücherschränke in dem oberen Teil.

Ob in dem Bücherzimmer freistehende Holzschränke oder ins Mauerwerk eingelassene Wandschränke vorherrschend waren, läßt sich bei den knappen Nachrichten und dem im allgemeinen nicht mehr in seinem ursprünglichen Zustand erhaltenen Denkmälermaterial schwer entscheiden. Beide Schrankformen kommen jedenfalls vor. Die freistehenden Schränke waren aus dicken Eichenbohlen massiv gearbeitet und mit komplizierten Schlössern versehen, deren Schlüssel bei einzelnen Orden von mehreren Personen verwahrt wurden. Die Wandschränke dagegen waren spitzbogenförmig und füllten fast die ganze Mauerfläche zwischen den Pfeilern und den Gewölbezwickeln aus.

Als dann der kleine in der Ordensregel vorgesehene Bibliotheksraum, besonders bei den Benediktinern, für die das Studium und das Abschreiben von Büchern zu den wichtigsten Obliegenheiten gehörte, den Zuwachs nicht mehr zu fassen vermochte, wurden die Schränke an allen möglichen



Grundriß der Bibliothek bei St. Peter und St. Walburga in Zutphen

Plätzen des Klosters aufgestellt. Den geeignetsten Raum dazu boten die langen Wände des Kreuzganges, dessen Fensternischen ohnedies den Mönchen als Lesezellen dienten. So wurde allmählich der an die Kirche anstoßende Teil des Kreuzganges zu einem Lese- und Bibliothekssaal.

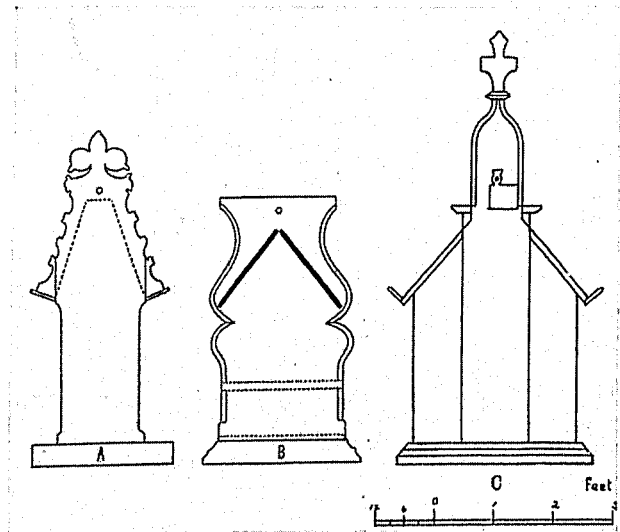
Das 13. Jahrhundert brachte für die Klosterbüchereien neue Aufgaben. Zwar hielt sich bei den älteren Orden noch lange die konservative, weltabgeschiedene Pflege der Wissenschaften. Aber die neugegründeten Bettelorden der Dominikaner und Franziskaner dehnten ihre Lehrtätigkeit auch auf die Laienkreise aus, und ein zunehmendes Interesse für wissenschaftliche Studien wurde bemerkbar.

In dieser Zeit entstanden auch die ersten der Kollegienhäuser, aus denen sich die Universitäten entwickelten. Die neuen Methoden des wissenschaftlichen Unterrichts und der veränderte Kreis von Schülern forderte eine andere Art der Bereitstellung des Lehrmaterials, aber auch der Sicherung gegen Entwendung. Die alten Klosterbibliotheken waren hinsichtlich ihrer Aufstellung und Organisationen ganz auf interne Benutzung eingestellt. Solange die Entleihung nur an die Insassen des Klosters unter strengen regelmäßigen Kontrollen erfolgte, genügte ein „Bücherfluch“ am Ende des Buches zum Schutze gegen Diebstahl. Als aber die Bibliotheken einer breiteren Öffentlichkeit zugänglich wurden, benötigte man realerer Mittel, um die Bestände vor Entwendungen zu schützen.

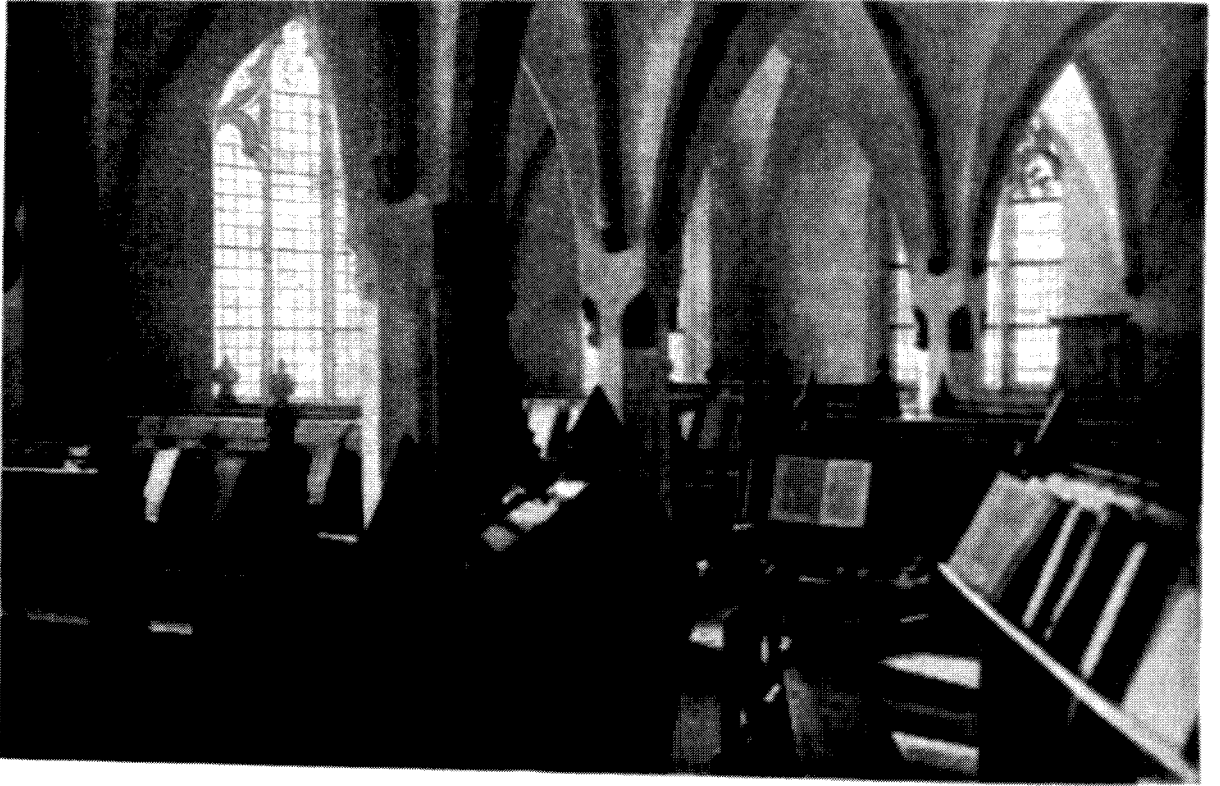
Aus diesem Bedürfnis entstanden die sogenannten Pultbibliotheken, d. h. Lese-säle, in denen die Bücher durch Ketten gesichert auf Pulten zur Benutzung auslagen. Die Form des Pultes entwickelte sich aus dem, auch in der älteren Zeit bereits in den Schreibstuben, wie in den Zellen der Klosterbrüder üblichen Lesepulten. Da aber die Leseräume nicht nur den Klosterinsassen zugänglich waren und die Lesepulte zugleich den Aufbewahrungsort für die Bücher der öffentlichen Bibliotheken bildeten, mußte das alte Lesepult durch eine wesentliche Verlängerung den neuen Aufgaben angepaßt werden.

Die neuen Aufgaben der Bibliotheken und ihre veränderten technischen Einrichtungen bedingten Räumlichkeiten, die eine zweckentsprechende Unterbringung und Benutzung gewährleisteten. So entwickelte sich ein neuer Typus des Bibliotheksraumes in Gestalt eines langgestreckten, meist rechteckigen Saales mit möglichst vielen Fenstern. Am günstigsten war es, wenn beide Längsseiten befenstert werden konnten, da dann eine gleichmäßige Aufstellung und Belichtung der Bücherpulte am besten durchzuführen war. Für kleinere Bibliotheken genügte eine Pultreihe. Üblicher war die doppelreihige Aufstellung mit einem Gang in der Mitte, in dem für gewöhnlich auch die Stützen für das meist zweiseifige Gewölbe stehen.

Die Pultbibliothek wird im 14. Jahrhundert der vorherrschende Typ, obgleich daneben sowohl Klöster als Kollegien früher häufig einen Teil ihrer Bücherschätze, besonders Dubletten, sowohl in Schränken verwahrten, um sie an Studierende gegen ein Pfand auszuleihen. Selbst die konservativen Orden konnten auf die Dauer ihre Bücherschätze nicht mehr in den gut verschlossenen Bücherkammern versteckt halten. Gegen Ende des 14. Jahrhunderts beginnen



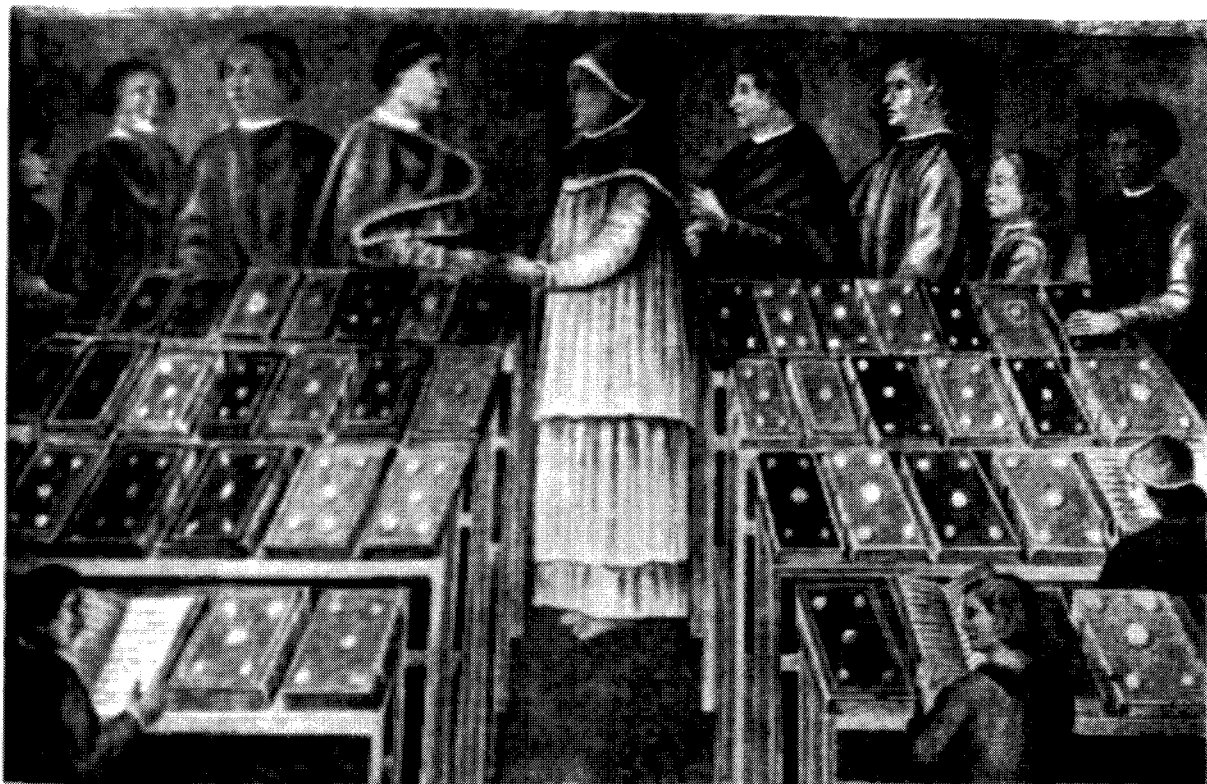
Bücherpulte in Zutphen (A); Cambridge, Queen's College (B) und Lincoln Cathedral (C)



Zutphen. Bibliothek bei St. Peter und St. Walburga



Cesena. Bibliotheca Malatestiana



Sixtus IV. in seiner Bibliothek. Fresco im Ospedale di Santo Spirito. Rom

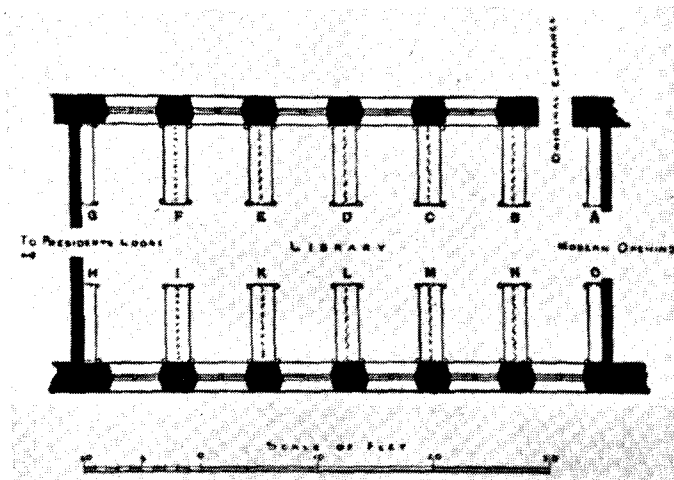


Florenz. Bibliotheca Laurentiana

auch sie Lesesäle mit Pultbibliotheken einzurichten, die meist über dem Teil des Kreuzganges erbaut werden, der als Lese- und Bibliotheksraum diente. Daher wird bei diesem Orden für die Bibliotheken auch dann ein oberes Stockwerk bevorzugt, wenn genügend Platz für einen Erweiterungsbau vorhanden ist.

Die Kapitelbibliothek von Noyon, ein reiner Holzbau aus dem Jahre 1506, wurde sogar auf drei Meter hohen Holzpfosten errichtet. Erst später hat man das Untergeschoß, um es anderweitig zu verwenden, ausgebaut.

In der sogenannten „neuen“ Bibliothek, die 1561–63 neben der Kirche SSt. Peter und Walburga in Zutphen erbaut wurde, ist uns, wenn der Bau auch dem späten 16. Jahrhundert angehört, eine spätmittelalterliche Pultbibliothek mit ihrer gesamten Ausstattung ziemlich unberührt erhalten geblieben. Durch die Anlehnung an das Kirchengebäude hat das Rechteck in der Mitte eine Knickung erfahren, so daß der Eindruck von zwei aneinanderstoßenden Flügeln entsteht. Die



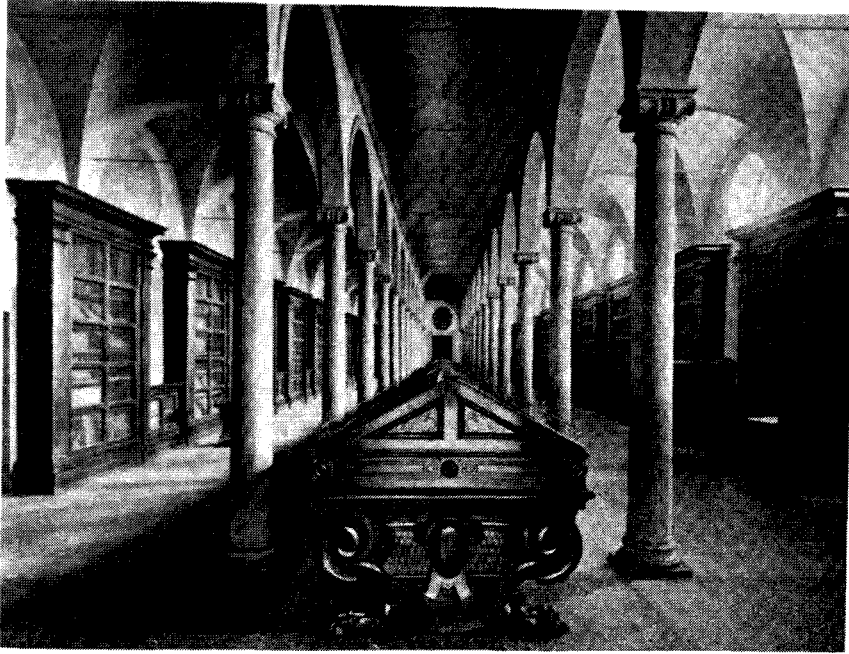
Grundriß der Bibliothek von Queen's College in Cambridge

Unregelmäßigkeit des Grundrisses gestattete auch keine parallele Aufstellung der Pultreihen. Die Pulte selbst sind Doppelpulte, zwischen denen einfache Sitzbänke ohne Rückenlehne stehen. Die Ketten für die Sicherung der Bücher sind an den oberen Kanten des rückwärtigen Buchdeckels befestigt. An dem anderen Ende der Kette befindet sich ein Ring, durch den eine Eisenstange geführt wird, die sich oberhalb der Pultflächen befindet und an den Backen durch ein Schloß gesichert ist.

Die alte Bibliothek der Sorbonne in Paris, die 1289 gegründet wurde, unterschied in einem Statut aus dem Jahre 1321 bereits zwischen einer „größeren“ Bibliothek, in der die besten Bücher jeder Wissenschaft für die allgemeine Benutzung durch die Schüler an Ketten ausgelegt wurden, und einer „kleineren“ Bibliothek, in der die Dubletten und seltener benutzten Werke in Schränken aufgestellt waren. Aus der Pultbibliothek wurden nur in ganz besonderen Ausnahmefällen Bücher verliehen, während die Bücher der kleineren Bibliothek für die Entleihung zur Verfügung standen. Nach der Beschreibung von Claude Héméré, 1638–43 Bibliothekar der Sorbonne, befand sich die Pultbibliothek in einem Raume von ca. 40 m Länge und 12 m Breite. Durch je 19 gleich große Fenster auf jeder der beiden Langseiten erhielt der stattliche Raum mit seinen 28 Pulten, die durch die Buchstaben des Alphabets kenntlich gemacht waren, eine reichliche und gleichmäßige Beleuchtung.

Einen mustergültigen Grundriß wies auch die Pultbibliothek des Queen's College in Cambridge auf, wo die Mauerpfeiler zwischen den Fenstern die gleiche Breite wie die doppelseitigen Bücherpulte hatten, so daß das Licht sehr günstig auf die Bücher fiel. Von dieser College Bibliothek sind auch einzelne Bücherpulte erhalten. Ebenso in der Kathedrale in Lincoln.

In Deutschland haben wir Reste des Inventars einer Pultbibliothek, die vermutlich aus dem 15. Jahrhundert stammen, nur in Goldberg in Schlesien. Die sehr interessanten Pulte mit den angeketteten Büchern stehen aber leider an einem Platze, der sicher früher nicht als



Florenz. San Marco. Bibliothekssaal

Bibliothekssaal benutzt wurde, und es wäre zu wünschen, daß dieses einzigartig in Deutschland erhaltene Dokument einer mittelalterlichen Bibliothek eine würdigere Aufstellung erhielte.

Während der langgestreckte rechteckige Raum für die Pultbibliothek fast typenhaft festgelegt gewesen zu sein scheint, erlaubte sich der Bischof Louis Raguier für die Dombibliothek in Troyes eine interessante Abweichung. In dem fast quadratischen Raume ruht das Gewölbe, wie bei dem Remter der Marienburg, auf einem Pfeiler in der Mitte, an dem sechs Bücherpulte radial angelehnt waren.

Es liegt nahe, anzunehmen, daß in Italien, dem Heimatlande der Bettelorden und der humanistischen Studien, sich früher als im Norden das Bedürfnis zur Gründung öffentlicher Bibliotheken bemerkbar machte, und daß sich daher der Typus der Pultbibliothek dort zuerst entwickelte. Aber erst annähernd 100 Jahre nach der Gründung der Bibliothek der Sorbonne, von der wir allerdings nicht ganz sicher wissen, ob sie von vornherein über einen Lesesaal mit angeketteten Büchern verfügte, ist die erste Pultbibliothek in Italien sicher nachzuweisen. Es ist aber bezeichnend, daß sich diese erste Erwähnung auf die Bibliothek des Franziskanerklosters zu Assisi bezieht. Der Katalog dieses Stammklosters des Ordens aus dem Jahre 1381 unterscheidet zwischen Büchern, die in Schränken aufbewahrt und verliehen wurden und solchen, die durch Ketten an den Bänken befestigt sind. Nach diesem Katalog waren auf 18 Pulten, die in zwei Reihen aufgestellt waren, 170 Bände angekettet.

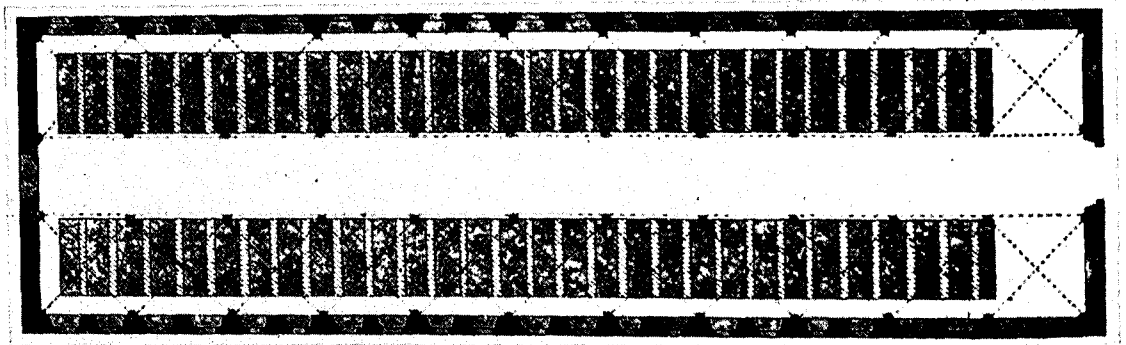
Damit ist bereits ziemlich deutlich das Schema des Bibliotheksaales gekennzeichnet, das wir von den großen italienischen Bibliotheken in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts kennen. Die älteste dieser durch die fürstlichen Mäzene der Renaissance errichteten öffentlichen Bibliotheken in Italien war die Mediceerbibliothek im Dominikanerkloster zu St. Marco in Florenz, die 1441 durch Cosimo Medici erbaut wurde. Beachtenswert ist, daß auch hier die Bibliothek in das Obergeschoß verlegt wurde. Die heutige Inneneinrichtung entspricht nicht mehr dem ursprünglichen Zustand, aber der Raum hat den typischen Grundriß. Ein langgestreckter rechteckiger Saal, der aber zum Unterschied von den Bibliotheken des Nordens durch zwei Säulenreihen dreigeteilt ist, so daß zwischen den beiden Pultreihen in

den Seitenschiffen das Mittelschiff als Gang frei bleibt. In der Längswand sind die Fenster mit regelmäßigen Abständen verteilt. Das ist die gleiche Raumgestaltung, wie wir sie in der elf Jahre später erbauten Bibliotheca Malatestiana in Cesena wiederfinden, die erfreulicherweise fast unberührt in ihrem ursprünglichen Zustande erhalten ist.

Domenico Malatesta Novello ließ diese Bibliothek durch Matteo Nuzio aus Fano erbauen, wie aus einer Inschrift hervorgeht, die ursprünglich rechts an der Eingangstür angebracht war, die sich jetzt aber in der Bibliothek befindet:

MATHEVS. NVTIVS.
FANENSI EX VRBE. CREATVS.
DEDALVS ALTER. OPUS.
TANTVM. DEDVXIT. AD VNGVEM.

Der über 40 m lange und mehr als 10 m breite Raum wird ebenfalls durch zwei Reihen von je zehn Säulen dreigeteilt. Der Mittelgang ist etwas schmaler als die beiden Seitenschiffe,



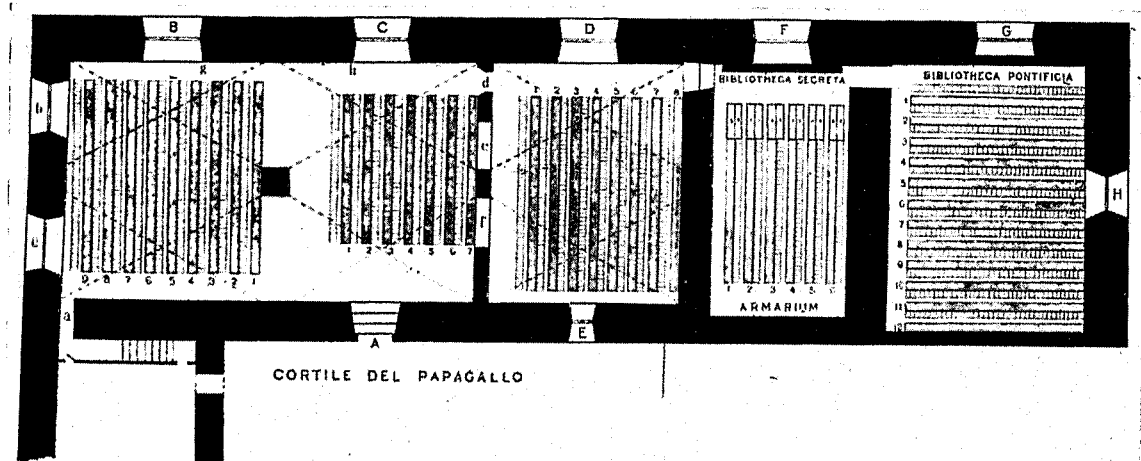
Grundriß der Bibliotheca Malatestiana in Cesena

die jedoch von den Bänken nicht voll ausgefüllt werden, sondern an den Fensterwänden einen schmalen Gang frei lassen. Zwanzig Fenster auf jeder der Längsseiten und zwei weitere Fenster seitlich des Eingangs und ein Rundfenster an der gegenüberliegenden Schmalseite geben dem weißgetünchten Raum eine außerordentliche Helligkeit. Obgleich die kannelierten Säulen mit den korinthischen Kapitälern und dem darauf ruhenden Rundbogenkreuzgewölbe charakteristische Zeugen der italienischen Quattrocentoarchitektur sind, ist der Raumeindruck von einer mittelalterlichen Stimmung nicht ganz frei.

Und tatsächlich unterscheiden sich die „mittelalterlichen“ Bibliotheken des Nordens von der Renaissancebibliothek in Cesena lediglich dadurch, daß im Norden auf den Pfeilern ein zweischiffiges Spitzbogenkreuzgewölbe oder eine gebälkte Decke ruht. Man darf aber nicht vergessen, daß die erhaltenen „mittelalterlichen“ Bibliotheksräume des Nordens durchweg jüngeren Datums sind, als die Bibliothek zu Cesena, und daß beide auf eine gemeinsame Quelle zurückzuführen sind. Abweichend von den nordischen Beispielen sind auch die Bücherpulte, die nach der Art der heute in katholischen Kirchen noch vielfach anzutreffenden Bänke die Rückseite der mit Rückenlehne versehenen Sitzbank bilden. Im Gegensatz zu den Bibliotheken des Nordens soll das Buch, wenn es nicht gelesen wird, nicht auf der schrägen Pultfläche, sondern auf einem waagerechten unter diesem angebrachten Brett liegen. Dementsprechend wird in den italienischen Bibliotheken die Kette an der unteren Kante des Buchdeckels befestigt, und die eiserne Sicherungsstange befindet sich zwischen dem schrägen Lese- und dem waagerechten Ablegebrett. Ein ähnlicher Grundriß wie in Florenz und Cesena,

nur in viel kleinerem Maßstabe, kehrt in der Bibliothek des Benediktinerklosters von Monte Oliveto bei Siena wieder, die 1516 vollendet wurde.

Auch die Vatikanische Bibliothek, die Sixtus IV. 1457 in drei Erdgeschoßräumen des von Nicolas V. erbauten Palastes einrichten ließ, hielt an dem Pultsystem fest, obgleich es hier galt, eine große Anzahl von Bänden unterzubringen. Der erste und größte Raum wurde für die lateinischen Kodizes, der zweite kleinere für die griechischen bestimmt. Beide waren der öffentlichen Benutzung freigegeben. In dem dritten Raum befand sich die sogenannte Bibliotheca Secreta. In diesem Raum war ein Teil der Bücher in Truhen und Schränken verschlossen. Später wurde ein vierter Raum als Bibliotheca Pontificia hinzugenommen. Da die Räume nicht ursprünglich als Bibliotheksräume gebaut wurden und ihre Einrichtung nicht erhalten ist, sind sie für die Geschichte der Bibliotheksarchitektur trotz der reichen künstlerischen Ausstattung nur von sekundärem Interesse.



Grundriß der alten Bibliotheca Vaticana unter Sixtus IV.

Die Raumgestalt der Pultbibliothek war noch im Anfang des 16. Jahrhunderts so vorherrschend, daß selbst der genialste Baumeister seiner Zeit, als er im Auftrag des Oberhauptes der christlichen Welt die Bibliotheca Laurenziana baute, an dem System, das sich im 13. Jahrhundert herausgebildet hatte, festhielt. Zwar hatte Michelangelo, wie aus einigen Grundrißentwürfen hervorgeht, versucht, wenigstens dem Anbau der kleinen Libreria eine neue Form zu geben. Er plante einen dreieckigen Raum, von einer Kuppel überwölbt, mit Oberlicht, in dem die Pulte ebenfalls in Dreiecksform den Wänden parallel aufgestellt sein sollten. Der Anbau wurde aber später fallen gelassen, und damit ist leider eine sehr originelle künstlerische Idee unausgeführt geblieben. Auch für den Hauptraum hat Michelangelo in einem Entwurf Oberlicht vorgeschlagen. Aber der ängstliche Papst fürchtete, daß durch die Oberlichter zu viel Staub eindringen werde. Trotz der Beibehaltung der traditionellen Grundrißform und der allgemein üblichen Aufstellung der Bänke ist es Michelangelo gelungen, indem er an Stelle des von Säulen getragenen Gewölbes den Raum mit einer reichgeschnittenen flachen Holzdecke abschloß, deren Gliederung der Wandgliederung entspricht, dem Raum die mittelalterliche Stimmung zu nehmen. Die Gleichmäßigkeit der zahlreichen Fenster an den Längswänden wird von Michelangelo als künstlerisches Motiv auf das stärkste betont, indem er die Fenster selbst einrahmt und nach oben in dem geschlossenen Wandteil durch Tabernakel fortsetzt. Vor allem aber geben die vorspringender Pfeiler zwischen den Fenstern mit ihrem strengen Parallelismus dem Raum eine außerordentlich akzentuierte Gliederung.

Die Bänke sind denen in Cesena ähnlich: nur viel reicher in der Ausführung und edler in den Proportionen, so daß sie als Gebrauchsmöbel fast zu prunkvoll wirken, obgleich es nicht möglich war, wie es dem dringenden Wunsche des Papstes entsprochen hätte, sie ganz aus Nußbaumholz anzufertigen. Dreimal sind die Arbeiten an dem Bau der Laurenziana unterbrochen worden. 1523 hatte Michelangelo die ersten Pläne gezeichnet, und erst 1571 konnte der Bau seiner Bestimmung übergeben werden. Obgleich die Jahre der Arbeit für die Bibliothek zahlreiche Enttäuschungen brachten und Michelangelo auf manchen Lieblingsgedanken verzichten mußte, hat er in der Bibliotheca Laurenziana den klassischen Typ der Renaissancebibliothek und zugleich einen der schönsten Räume der italienischen Hochrenaissance geschaffen.

Man hätte annehmen sollen, daß die Erfindung der Buchdruckerkunst schon in kurzer Zeit eine gänzliche Umgestaltung des Bibliotheksraumes zur Folge gehabt hätte. Man ist daher erstaunt, daß in einem der lebhaftesten Zentren der wissenschaftlichen Arbeit noch rund 100 Jahre nach der Erfindung der Buchdruckerkunst der Bibliotheksraum technisch keine Veränderungen gegenüber dem Mittelalter aufweist. Dieselbe Beobachtung kann man in Zutphen und in vielen anderen Bibliotheken vom Anfang des 16. Jahrhunderts machen, wo die gedruckten Bücher, obgleich sie im Werte wesentlich niedriger standen, an Ketten befestigt auf den Pulten ausgelegt wurden, wie einst die kostbaren Pergamenthandschriften. Erst gegen Ende des 16. Jahrhunderts, als die Bücherproduktion so gewaltig answoll, daß die Pulte die Fülle nicht mehr fassen konnten, setzte allmählich eine Umgestaltung des Systems ein.

BEMERKUNGEN ZUR GOETHE-BIBLIOGRAPHIE

VON DR. OTTO MALLON IN BERLIN

DIE WIENER „GERINGERE“ GÖSCHEN-AUSGABE

Neben der allgemeinen Ausgabe mit dem Verlagsort „Leipzig“ ließ Göschen bekanntlich eine Parallelausgabe mit den Verlagsorten „Wien und Leipzig“ erscheinen, weil der Vertrieb der allgemeinen Ausgabe in Österreich auf Schwierigkeiten stieß. Die einzige Besonderheit der Parallelausgabe ist das Titelblatt; der Buchblock besteht aus den Originaldruckbogen. Göschens Wiener Gesellschafter war zuerst I. Stahl, später dessen Rechtsnachfolger Schaumburg & Co. Die erhalten gebliebenen vollständigen Exemplare der acht Bände sind oft aus beiden Ausgaben gemischt.

Ein weiteres Zeichen von Göschens Geschäftstüchtigkeit war die sogenannte „geringere Ausgabe“: eine eigene Nachdruckausgabe, auf einfachem Papier, ohne die Titelkupfer, in vier Bänden zu mäßigem Preise. Damit wollte er den gefürchteten Nachdruckern selbst „das Wasser abgraben“. Dieser „Nachdruck“ erschien dann ebenfalls in Wien. Goedekes „Grundriß“ führt ihn ordnungsmäßig neben den übrigen Sammelausgaben auf. Während er in der zweiten Auflage ohne Zusatz erscheint, lesen wir in der dritten (Bd. 4, Abt. 3, S. 4) folgende zweifelnde Bemerkung: „Der im GR² IV 623 erwähnte Wiener Nachdruck ist nicht zu ermitteln und dürfte kaum existieren“.

Diese Annahme ist unberechtigt. Die Wiener „geringere Ausgabe“ ist wirklich herausgekommen und noch vorhanden, allerdings gegenüber der achtbändigen und der Leipziger „geringeren“ in unverhältnismäßig wenigen Stücken. Vollständig ermittelte ich sie in der